

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 63 (1983)
Heft: 7-8

Buchbesprechung: Das Buch

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das Buch

Weltallgeschichtliche Betrachtungen

Zu Heinz Gollwitzers Geschichte des weltpolitischen Denkens im Zeitalter des Imperialismus und der Weltkriege

Begriff und Persönlichkeiten

Auf Band I der «*Geschichte des weltpolitischen Denkens*» (s. Monatshefte, 53. Jahr, Heft 1, April 1973) lässt Gollwitzer zehn Jahre später Band II, in noch grösserem Umfang (643 Seiten) folgen: «*Zeitalter des Imperialismus und der Weltkriege*»¹. «*Vom Zeitalter der Entdeckungen bis zum Beginn des Imperialismus*» setzte an den Anfang die Schlüsselfiguren Tommaso Campanella und Richard Hakluyt, um über Leibniz, Raynal, de Pradt und manche andere am Schluss zu Richard Cobden und Friedrich List zu gelangen. Band II ist, entsprechend dem anderen Charakter der jüngeren Neuzeit (1850–1950), etwas anders angelegt. Das Prinzip der Hervorhebung einzelner Persönlichkeiten des weltpolitischen Denkens, die zu ihrer Zeit Ausnahmerrscheinungen waren, ist für die Neuzeit angesichts des unermesslichen Stoffes nicht mehr anwendbar. Dafür werden unzählige, auch wenig bekannte, jedoch gewichtige Zeugen globalpolitischer Denkart genau und gewissenhaft vorgestellt. Statt weniger Meister-Porträts wird uns eine Galerie von Persönlichkeiten gezeigt. An starken personellen Akzenten fehlt es übrigens auch so nicht, wenn man nur

schon die Kapitelüberschriften durchgeht. Da finden wir Namen wie Admiral Mahan und Admiral Tirpitz, Karl Marx und Friedrich Engels, Woodrow Wilson und F. D. Roosevelt, Jan C. Smuts, Oswald Spengler, Karl Haushofer, Carl Schmitt, während Bismarck und Wilhelm II. unter «Bismarckzeit» und «Wilhelminische Ära» Gewicht bekommen. Mit Adolf Hitler ist kein Kapitel überschrieben, aber die Einschätzung, die er durch Gollwitzer erfährt, ist in dem Abschnitt «Im Umkreis des Faschismus» niedergelegt (Buch II), wo der «Hitlersche Radikalfaschismus» eine eindeutige Charakterisierung erfährt. «Keinem imperialistischen Staatsmann wäre es je eingefallen, seinem weltpolitischen System rassenbiologische Gesichtspunkte als ausschlaggebend zugrunde zu legen und einen auf ‚Endlösungen‘ ausgehenden Antisemitismus zum Zentralproblem zu erheben. Genau das war es jedoch, was als treibende Kraft hinter Hitlers Weltpolitik stand.» Diese wurde verknüpft mit Hitlers Grossraumvorstellungen... «Auf jeden Fall gesichert (aus Hitlers Schriften und Äusserungen) erscheinen der Plan eines grossen, Osteuropa einschliessenden Imperiums, dessen Errichtung zwangsläufig zu einer Supre-

matie in Kontinentaleuropa geführt hätte, die Vernichtung des Bolschewismus und die Eliminierung des jüdischen Elements in Europa.»

Das Imperialismus-Problem steht im Zentrum von Gollwitzers Anliegen. Da diese Frage in der Gegenwart, besonders im Zusammenhang der «Nord-Süd-Politik», jeden denkenden Menschen beschäftigt, wünscht der deutsche Historiker den Beitrag klar herauszustellen, den seine Art Geschichtsforschung und Geschichtsbetrachtung bieten kann. «Weltbewusstsein», so schrieb er im ersten Band, «ist das eigentliche politische Bewusstsein unserer Zeit geworden». Gollwitzers erstaunliche Leistung ist es, zum Thema weltpolitisches Denken ein Arsenal von Äusserungen vorzulegen, nicht blass Geschriebenes und Gedrucktes; im Bestreben, «den Begriff des weltpolitischen Denkens plastisch zu machen», bereichert der Autor die Arbeit durch Hinweise auf die verschiedensten Manifestationen einer weltpolitischen Gesinnung. Gollwitzer lehnt es ab, als Nachfolge in die ideengeschichtliche Schule Meineckes einge-reiht zu werden (da ihm in der Tat ein als «dogmengeschichtlich» bezeichnetes Verfahren fremd ist). Er bevorzugt für sein Vorgehen den Ausdruck «Bewusstseinsgeschichte», im Sinne von Intellectual History, weil diesen Ausdruck jedermann mit menschlichen Individualitäten oder Kollektiven verbindet; «anderseits darf wohl gesagt sein, dass die Ideengeschichte der letzten fünfzig Jahre von der Bewusstseinsgeschichte rezipiert worden ist», und er ergänzt: «Sind etwa Ideologien keine Realitäten?» Abschliessend bemerkt der Verfasser, sein «erkenntnisleitendes Interesse» beziehe «sich pri-

mär und unmittelbar auf die historische Bedeutung der Sache», d. h. dass er auf die psychologische Bedeutung von Prognosen, auf falsche Aktualisierungen historischer Tatbestände keinen Wert legt. Sein Werk ist gedacht als Beitrag zu einem Charakterbild unserer Zeit über den bürgerlich nationalen Rahmen hinaus und nicht verhaftet einem marxistischen Kosmopolitismus, sondern verhaftet dem Phänomen globaler politischer Auseinandersetzungen auf dieser Erde.

Grossbritannien als klassisches Land des Imperialismus

Nach einem als Einleitung ausgearbeiteten Kapitel über «allen imperialistischen Nationen gemeinsame Positionen weltpolitischen Denkens» geht der Autor in einem zweiten gewichtigen Abschnitt «dem nationalen Blickpunkt der Metropolen» nach, um zu sehen, welche Schwerpunktbildungen sich dabei ergeben. Wie im Abschnitt zuvor lässt er «die in imperialistischer Weltanschauung begründeten Emotionen zutage treten, desgleichen die gesellschaftlichen Antriebe der imperialistischen Bewegung», aber Generalthema dieses Kapitels bleibt «das Nachdenken darüber, wie man das nationale Interesse in der Weltpolitik am besten zur Geltung bringen könne». Besonderen Nachdruck erhält «Grossbritannien als klassisches Land des klassischen Imperialismus». Diese «Priorität wird nicht zuletzt durch die zahlreichen kontinentalen Nachahmungen offenbar, die sich als solche selbst zu erkennen geben, wie eine weitläufige Literatur, insbesondere in Frankreich und dem Deutschen Reich

bestätigt, die sich mit der imperialistischen Politik Grossbritanniens als Vorbild beschäftigte». Die Stichworte im Kapitel Grossbritannien lauten «Zwischen Pan-Anglismus und Empirepolitik»; für Indien gilt das Stichwort «The Secret of the Mastery of the World»; für den Fernen Osten «Be Asiatic, there lies the Future». Im Abschnitt «Africa» sei jene Aussage erwähnt, die Südafrika zu einem der wichtigsten Zentren jener «secular church» oder «universal church in politics» erhebt, «als die in Analogie zu der sie faszinierenden Grösse des Weltkatholizismus nicht wenige Briten die angelsächsische Rasse glorifizierten» (solches übernahmen in unserer Zeit die Buren für ihre Rasse). Beim Paragraphen «Grossbritannien und USA» steht direkt anschliessend der Kommentar «The Great Rapprochement», wovon anschliessend zu reden ist; auf das «Great Rapprochement» folgt im Kapitel Grossbritannien als Schluss «Dem 1. Weltkrieg entgegen». Als Unterlagen dienen dem Autor die Äusserungen der grossen Empire-Staatsmänner der Zeit: Disraeli, Joseph Chamberlain, Lord Curzon, Cecil Rhodes, John Morley und politische Figuren und Publizisten wie W. T. Stead, Sir V. Chirol, Putnam Weale, I. C. P. Bland u. a. Von zentraler Bedeutung sind die Schriften von Charles Dilke und John Seeley. Den Autor interessiert das Phänomen «Little Englandism», die Manchester Schule, der Gegensatz «Consolidationists» und «Forward School», die «Colonial Reformers»-Gruppe, das grosse Thema «Free Trade – Fair Trade». In «Dem 1. Weltkrieg entgegen» kommt die erwartete Analyse von Sir Eyre Crowes berühmtem Memorandum (vom 1. 1.

1907) weitläufig zur Sprache: die Denkschrift, die das Deutsche Reich als Gegner in Aussicht nahm, indem zuvor schon ein Zusammensehen mit dem zaristischen Russland (im Hinblick auf Indien) von einer ganzen «Schule» (Dilke z. B.) propagiert und dann in den Verträgen von 1907 eine Verfestigung der Tripleentente erreicht wurde. Crowe's Fazit ist «höchste Wachsamkeit gegenüber Deutschland. Ausbau der Beziehungen zu Frankreich und Russland. Deutschland braucht eine Lektion. Frankreich hat die seine in Faschoda gelernt. Ob Algeciras bei den Deutschen ähnliche Früchte zeigt, wird sich herausstellen» (S. 119). Hier macht Gollwitzer eine Entdeckung mit dem Hinweis auf einen unter dem Pseudonym «Washington» in der «National Review» (1912/13) erschienenen Artikel «The United States and Anglo-German Rivalry». Darin wird ausgeführt, dass eine Vereinbarung zwischen England und Deutschland ähnlich jener mit Frankreich und Russland unmöglich ist. «Ihr Antagonismus enthält nichts Konkretes ausser ihrem Rivalitätsehrgeiz. Der Konflikt zwischen beiden erscheint mehr psychologisch als wirtschaftlich und mehr europäisch als kolonial motiviert. Die Flottenfrage wird nur am Rande erwähnt; ohne Zweifel wird sie nicht als das Kernstück, sondern nur als Symptom des Machtgegensatzes angesehen.» Im Grunde seien beide «auf ihre Weise im Recht»; sie folgten nur der Logik ihres Suprematistestrebens. Als ein Ergebnis moderner Demokratie meint der Autor bedauernd, seien es eher die Bevölkerungen als die Regierungen, die zu Feindseligkeiten neigten. Den Verlauf des künftig möglichen Weltkrieges sah der

Verfasser, ein amerikanischer Diplomat namens Lewis Einstein, «mit solcher Treffsicherheit voraus, dass er den Aufsatz mit gutem Grund unter dem Titel „Eine Prophezeiung des Weltkrieges“ 1919 unverändert wieder veröffentlichten konnte» . . . «Die Fehler der Belgien», so Einstein, «können noch einmal Zeugen eines Kampfes werden, in dem diesmal die Nachfahren Napoleons und Wellingtons Seite an Seite gegen die Nachkommen Blüchers stehen.» Auch der Prognose eines nicht langen Krieges hatte er nicht zugestimmt, vielmehr einen furchtbaren und langen Krieg vorausgesagt.

Eurasatisches Russland

Der Abschnitt Russisches Reich gibt dem Autor Gelegenheit, das Problem der Pan-Bewegungen, die ihn immer wieder beschäftigen, an Hand von N. J. Danilewskijs Buch «Russland und Europa» als ein geschichtsphilosophisches Plädoyer zugunsten des Panslawismus zu deuten. Nikolaj Danilewskij sagte, die «dritte Periode der orientalischen Frage» werde nur mit einem Sieg der slawischen Zivilisation enden können. Er wehrte sich gegen die Ansicht, dieser Sieg würde auf die Errichtung der Universalmonarchie hinauslaufen; im Gegenteil: er wäre der einzige Schutz vor ihr. Den «Anschlägen Europas» sei nur durch Russland und die Vereinigten Staaten Halt geboten, wobei auf Russlands Schultern «die Hauptlast der Verteidigung der Alten Welt» liege.

Den russisch-britischen Weltgegensatz – vom Goldenen Horn über Mitteleuropa bis in den Fernen Osten – lässt Gollwitzer am Werke des russischen

Völkerrechtlers von Martens Revue passieren. Dieser wusste wohl, dass «Russland und England als die einzigen Vertreter der europäischen Zivilisation in Zentralasien» zu gelten hätten, da «ihre Interessen dort im Grunde genommen solidarisch seien». Hingegen erlaubte sich von Martens, zu einer scharfen Kritik englischer Politik in Ägypten und französischer Politik in Afrika auszuholen, indem er London und Paris der Verletzung des Völkerrechts beschuldigte (Frankreich als angebliche «grande puissance africaine»). In der russischen Publizistik konnte man lesen, dass der Krieg Japans gegen China und Korea (1894/95) als Schlag Englands gegen die Transsibirische Eisenbahn anzusehen sei. Eindrucksvoll sind des Autors Ausführungen zur staatsmännischen Persönlichkeit von S. J. Witte im Abschnitt «Ökonomischer Imperialismus und der russische Asiatismus». Der «Architekt des rasanten industriellen Aufstiegs in der zweiten Hälfte der neunziger Jahre», der die Mandschurie, Sinkiang und die Mongolei der russischen Einflusssphäre einzuverleiben bestrebt war, wie er auch Korea in ein russisches Protektorat verwandelt wissen wollte, war indirekt an der Provokation des japanisch-russischen Krieges (1904/5) mitbeteiligt. Er hat wohl wie alle «anderen Enthusiasten des Chinamarktes» die Belebung der russischen Wirtschaft aus dem Asienschaß überschätzt. Zu Gollwitzers zentralem Anliegen gehören die Ausführungen zum Thema einer Gelben Gefahr oder des Phänomens «Panmongolismus». Darüber hatte er schon 1962 eine vielbeachtete Studie geschrieben (Geschichte eines Schlagwortes). Kaiser Wilhelms Äusserun-

gen mit dem Motto «Völker Europas wahret Eure heiligsten Güter» hatten offensichtlich ein nationalpolitisches Ziel: die Ablenkung Russlands von Europa. Aber Russland betrieb fernöstliche Politik aus eigenem Antrieb, wie die Werke von V. Wassiliew (Sinologe) und der Geschichtsphilosophen K. Leontjew und V. S. Solowjew belegen. Gegen die «Gelbe Gefahr»-Einstellung ist «das Phänomen des harmonisierenden Asiatismus im weltpolitischen Denken Russlands» zu stellen; «Russlands Hand über Asien» hieß «Protektion des asiatischen Islam gegen das Mandschureich, Schutz des Buddhismus und am häufigsten Freundschaft mit dem Chinesentum». Hier erkennt man deutlich die Distanzierung des Russentums von West- und Mitteleuropa (über die Slawophilen weit hinausgehend), «die unbedingte Verurteilung jedes Rassenhochmutes, die Überzeugung, dass Russlands kulturelle Mittellage dem Zarenreich eine asiatische Mission nahelege», das im «Streben nach einer slawisch-asiatischen Verschmelzung» schliesslich in ein russisch-chinesisches Bündnis ausmünden konnte. (Schule der «Östler», Fürst E. Uchtomskij, betont anti-englisch, anti-westlich.)

Nach dem 1. Weltkrieg wurde die Lehre des Eurasertums bei vielen Leuten populär; «Skythismus» war ein von russischen Emigranten geprägtes Schlagwort. Auch Dostojewskij sah Russland zwischen Europa und Asien und machte die Bemerkung: «Die Entdeckung Asiens konnte für Russland ähnliche Folgen haben wie die Amerikas durch die Europäer... In Europa waren wir nur Gnadenempfänger und Sklaven, nach Asien kommen wir als Herren. In Europa waren wir Tataren,

in Asien sind wir aber Europäer.» Dostojewskij hat auch schon mit Begriffen wie «internationale Mächte» und «Weltverschwörungstheorien» operiert, was dann Georg von Schönerer mit den Parolen des Kampfes gegen «Rom und Juda» für Österreich übernahm. Dostojewskij, religionsphilosophisch interessiert, identifizierte wie andere Katholizismus mit Romanentum, aber glaubte zu sehen, dass Frankreich sich darauf vorbereite, Roms internationale Herrschaftsstellung zu beerben, während der durch das Bismarcksche Deutschland und Russland ausmanövrierte Katholizismus im «Abfall vom wahren Christentum» den Sozialismus erzeugt habe. Denn die letzte Konsequenz der alt-römischen Weltreichsidee und des katholischen Erbes sei die internationale Organisation des 4. Standes, der die «Fahne einer neuen unerhörten Weltrevolution erheben solle». Obwohl ein Bewunderer von Bismarcks Werk, traute er selbst in einer Allianz mit Deutschland diesem nicht zu, die «Ungeheuer» des Jahrhunderts, Ultramontanismus und Sozialismus, auf die Dauer aufzuhalten. «Zum Stehen bringen und besiegen wird sie nur der neu vereinigte Osten und das neue Wort, das er der Menschheit verkünden wird.» Dem deutschen Rechtsradikalismus hat Dostojewskij auch in seiner Einschätzung des Einflusses des Judentums in der Welt, «der goldenen Internationale» (wie er sie nannte), vorgearbeitet. Das Judentum verdanke dem «schlechten Prinzip der westlichen Bourgeoisie» seine Triumphe. An anderer Stelle meint er zur Frage jüdischer Selbstbehauptung, die «treibende Idee (sei) etwas dermassen Universelles und Tiefes, worüber die

Menschheit ihr letztes Wort zu sagen vielleicht noch gar nicht imstande ist», und dann «dass das Judentum schon nicht mehr warte, bis der Messias seinen Traum erfülle, sondern gründlich dabei sei, seine Herrschaft über die Menschen zu errichten und auszubauen». Gollwitzer meint dazu: «Von solchen Vorstellungen führte der Weg zur russischen Fälschung und weltpolitischen Kolportage der ‚Protokolle der Weisen von Zion‘, denen entsprechende französische Machwerke vorausgegangen sind. Im 20. Jahrhundert ging man im Zeichen von Kommunismus und Antikommunismus, Faschismus und Antifaschismus dazu über, Weltpolitik als das Kampffeld von Internationalen anzusehen, ein Verfahren, das offensichtlich für dogmatische und aberwitzige Übertreibungen und Verschwörungshypothesen anfälliger ist als ein Denken in den Kategorien von Staaten und Reichen».

Die russische Autokratie hatte ihre liberalen und friedlichen Züge, wie der Frédéric-de-la-Harpe-Schüler Alexander I. der Welt schon zeigte. So war es auch Russland, das den Weg zur Haager Friedenskonferenz von 1899 gewiesen hat. Der Weg führte dann freilich von Russland über das Allianzsystem mit den Westmächten in den Weltkrieg und nahm nicht die Richtung, die konservative Diplomaten wie etwa der Baron F. F. Rosen und der Gelehrte F. N. Trubetskoi sich wünschten: Russland möge als eine «eurasatische Macht» zwischen West-Europa und Amerika seinem Missionswerk in Asien den Vorzug geben vor einer West-Politik, von der man sich die Stärkung der Position im Nahen Osten, die Gewinnung Konstantinopels, versprach.

Amerika. Das «Great Rapprochement» zu Grossbritannien.

Basis vermehrter und umfassender Aggressionen

Das Kapitel «Die USA» beginnt mit dem Paragraphen «Das Jahr 1898» und schliesst mit «Antineutralistische Option» nach Analysen zu «(Theodore) Roosevelt-Ära», «Admiral Mahan», «Imperialismus und Internationalismus», «Ferner Osten», «Die beiden Amerika - Panamerikanismus». Die antineutralistische Option ist ein klarer Hinweis auf den Abschied vom bisherigen Amerika, das sich der Farewell Address (1796) des ersten Präsidenten, George Washington, und dem darin enthaltenen Bekenntnis zu grundsätzlicher Neutralität und Isolationismus verpflichtet fühlte. Jetzt schwenkte man ein auf eine Politik des «Great Rapprochement» zwischen Grossbritannien und den USA, man entschied sich für die «Antineutralistische Option» und gab damit den kontinentalen Isolationismus auf. Wenn man bedenkt, dass 1902 England mit Japan ein Bündnis schliesst und seine «Splendid Isolation» aufgibt, dass ins «Jahr 1898» der Spanisch-amerikanische Krieg fällt, 1899–1902 der von England geführte Burenkrieg, der Krieg mit Spanien zwar im Jahr 1898 beendigt, aber im Philippinischen Aufstand (die Inseln gelangten an die USA, Hawaii wurde annexiert) seine Fortsetzung findet (1899–1902), dass 1900 das von allen Grossmächten unterstützte Expeditionskorps gegen die Boxer (von einem deutschen Marschall befehligt) in China eingreift, so wirkt der japanisch-russische Krieg 1904/5 (von den USA in Portsmouth USA (!) schliesslich beigelegt) wie ein

Fanal über dem 20. Jahrhundert, in dem das Hineinwachsen nationalpolitischer Interessen in weltpolitische Dimensionen klar sichtbar wird.

Mit Amerikas Vorstoss in den expansiven, militärisch-maritim unterbauten Imperialismus, in Verbindung bleibend mit dem «formellen», «offenen» Imperialismus der Manchester-Schule (auf pazifistischer Grundlage), erhalten alle Formen herrschaftlicher Besitznahme eine Deckung bei der einzigen Nation, die einst stolz auf ihren religiösen Ursprung und der Abwerfung des Jochs des Kolonialismus gewesen war. Jetzt ging sie selbst zum Kolonialismus über, nicht ohne scharfe Proteste im eigenen Lande und lange politische wie juridische Debatten in den Organen der Volksvertretung. Die Parole «Dollar-Imperialismus» kennzeichnet den Sonderfall Amerika, gewiss nicht vorteilhaft, denn man verbindet damit die Idee, heute allseitig verbreitet, einer geheimen plutokratischen Weltherrschaft. Jedoch reiht er sich bei Gollwitzer leicht ein in das Netz der anderen Parolen expansiver Politik als eine weitere Variante zu klassischem, zu radikalem Imperialismus und zu den Pan-Bewegungen in allen Kontinenten, sei es auf geopolitischer, kultureller, nationaler, kirchlicher, wirtschaftlicher oder sozialer Basis.

Die grossen Staatslenker der politischen Szene kommen ausgiebig zu Wort auf Grund ihrer Reden und Schriften: Wilson, Mussolini, Lenin, Herbert Hoover, Churchill. Bei den Vertretern der Sache des Sozialismus stehen neben Marx, Engels, Kautsky auch Harold Laski, Sidney Webb und John A. Hobson, Amerikaner wie Owen Lattimore, der Engländer Nor-

man Angel; die Sache der Schwarzen vertritt W. E. B. Du Bois, die Frage «Afrika» Sir Harry Johnston, Jan Smuts, Cecil Rhodes, F. Lugard, Leonhard Woolf, jene Indiens Tagore. Einen «neo-liberalen» Amerikanismus vertreten Walter Lippmann und Herbert Croly (weitgehend Inspiratoren Wilsons) und gewissermassen auch der Brite Lord James Bryce. Eigene Akzente setzt der Spanier Madariaga, auch der Amerikaner Brooks Adams, der zum kommenden technischen Zeitalter Stellung nimmt. Zum Problem Deutsches Reich - Mitteleuropa kommen die bekannten Autoren Friedrich Naumann und Paul Rohrbach, wie auch betont Graf York von Wartenburg zu Wort. Den Schweden Kjellén finden wir bei den Geopolitikern. Karl Haushofer ist die Leitfigur im Paragraphen «Macht und Erde». Sun Yat-sen und Tschiangkaischek repräsentieren das vor-kommunistische China der Reform-Ära. Mit Gamaladdin Al-Afghani kommt die reform-islamische Bewegung zum Wort, mit Ghandi die grosse, schliesslich siegreiche indische Befreiungsbewegung. In der Person von Oberst Max Bauer wird General Ludendorffs «rechte Hand» vorgestellt; mit Iwao Ayushawa ein japanischer Kriegsprophet (1940).

Imperialismus und Weltkriege

Indem Gollwitzer die Kenntnis des aussen- und innenpolitischen Geschehens voraussetzt, auch die Kenntnis der weltwirtschaftlichen Vorgänge, vermag er dem Wesen unseres Zeitalters Züge abzugewinnen, die üblicherweise «anderen Disziplinen» zugewiesen werden. Er verweist auf die

«nervös-hektische Verfassung» unserer Ära, das Schwanken auf dem Grund von Materialismus und Wohlergehen – zwischen Optimismus und Pessimismus, auf die psychotischen Phänomene von Angst und Verwirrung und erklärt, dem Imperialismus liege eine immanente Untergangsstimmung zugrunde. Einmal herrscht die Vision unermesslicher Macht (betr. Ost-Asien, Latein-Amerika), ein Hochmut des Europäers gegen Afrika und Asien, getragen von der Gewissheit, eine grosse zivilisatorische Mission zu erfüllen. Ein wirkliches weltpolitisches Denken, so bemerkte Gollwitzer schon im ersten Band, ist eine Ausnahmeerscheinung. So liest sich sein Werk als Suche nach den Spuren, den Anlässen zu weltpolitischem Bewusstsein, und es kann nur verstanden werden als ein von hoher Warte geschriebener Kommentar, der hineinleuchtet in die uns umgebende und die uns eingeprägte Unruhe eines Zeitalters revolutionärer Wandlungen. Von der heute triumphierenden Annahme, dass Imperialismus Hand in Hand geht mit Hoch- und Spätkapitalismus, da er das notwendige Ventil für aus diesem sich ergebende innere Schwierigkeiten ist, weicht z. B. der Amerikaner John Croly (eine Hauptfigur) ab, wenn er den moralischen Nutzen des politischen «commitment» darin sieht, dass die Amerikaner zur Anteilnahme an den Problemen des Fernen Ostens gezwungen und so aus ihrer immer noch bestehenden isolationistischen Geistesverfassung in Dingen der Weltpolitik herausgerissen würden. Weltpolitisches Denken als Erziehungsmittel zu demokratischem Verhalten im Sinne weltumfassender Solidarität – diese Haltung gibt es auch!

Der Ausbruch des Ersten Weltkrieges wird bei Gollwitzer mit jener von General Bernhardi niedergelegten These von der Unvermeidbarkeit des Krieges im Buch «Weltmacht oder Niedergang» in Zusammenhang gebracht, die sich aus der von Gollwitzer ausdrücklich als zwar nicht beabsichtigten, aber tatsächlich vorhandenen Einkreisung Deutschlands ergeben hatte. Bei Gollwitzer erlebt man, wie die grossen Kriege als Nationalheilmittel gedacht, aus der von Gollwitzer erkannten Grundstimmung einer aufs Globale zustrebenden Weltordnung zu Weltkriegen werden mussten. Sehr eindrucksvoll ist die Behandlung der von Bethmann Hollwigs Mitarbeiter Riezler geschriebenen Bücher; Riezler war eine Hamletfigur, er schwankte: soll's nicht sein oder muss es sein?

Progressive Weltpolitik und Arbeiter-Revolution (Wilson und Lenin) Völkerbund und UNO und zweite Nachkriegszeit

Wilson und seine progressive Weltpolitik, gegen Geheimdiplomatie und Bündnis-Politik gerichtet, wie auch die Alternative Lenins, durch Arbeiter-Revolution zum allgemeinen Frieden zu gelangen (bemerkenswert die Meuterei bei der französischen Schwarzmeerflotte, die gegen das Lenin-Regime eingesetzt werden sollte, 1918); die Schwäche der Zentralmächteposition, die dem neuen Weltbild der Amerikaner mit einem Völkerbund nichts Ebenbürtiges entgegenzusetzen vermochten, finden ihre Darstellung.

Der Völkerbund, wie er dann wirklich realisiert wurde, gibt nicht viel her, da er vom Land seines Initianten,

den Vereinigten Staaten, verworfen wurde. Es erfahren die echten Kämpfer für die Sache des Bundes, L. Bourgeois (Frankreich), Sir Edward Grey (Großbritannien), Jan Smuts und Lord Robert Cecil gebührende Beachtung.

In seiner Pro und Contra überschriebenen Analyse gelangt der Autor zum Schluss, dass das Ziel des «enduring temple of future world government» in den zwanzig Jahren seiner Existenz als eine Übergangslösung registriert werden kann, aber der Makel einer «westlich bestimmten und geführten Weltzivilisation» ihr anhaftet, wie im Schlussparagraphen «Europäismus und Weltpolitik» genauer dargelegt wird.

Auf das «Weltpolitische Denken der Anti-Imperialisten», der liberaldemokratischen wie der sozialistischen und die «Anfänge der kolonialen Emanzipation vor 1914» sowie die gegen 300 Seiten umfassende Ära «Vom Ersten zum Zweiten Weltkrieg» (Buch II) mit dem Schlusskapitel «Weltpolitisches Denken der Afro-Asiatischen Emanzipation» (Japan, China, Indien, Islamische Welt - Schwarzafrika) einzugehen, ist hier nicht möglich. Es mag, uns näher liegend, als noch fesselnder empfunden werden als Buch I. Wir wollen hingegen aus dem gehaltvollen Ausblick: «Weltpolitisches Denken seit 1945» (bis 1980) noch einiges vorlegen, um Gollwitzers Haltung zur Nachkriegs-Gegenwart nahe zu kommen. Gollwitzer würdigt die UNO: «Als Forum und Tribüne der Weltöffentlichkeit . . . , als ein ‚kalmierendes‘ Organ in Krisenfällen und Aushilfe bei diplomatischen Prozeduren, als Agentur internationaler Kommunikation sowie humanitärer und techni-

scher Dienstleistungen ist die Nützlichkeit der UNO unbestritten.» Aber er stellt anschliessend fest, dass die «machtpolitischen Gravitationszentren» nach wie vor für die Beschäftigung mit Weltpolitik den Ausgangspunkt bilden, wie der Aufbau militärisch-politischer Systeme nach dem Zusammenbruch der Kriegsallianz zeigte – NATO, CENTO, Warschauer Pakt. Man braucht neuerdings Formulierungen wie Truman-Doktrin, Mac-Namara-Doktrin, Breschnew-Doktrin. Gollwitzer registriert die auffallende Bedeutung schriftstellerischer Leistung aus dem Lager desillusionierter Kommunisten und zitiert speziell den «Kontvertiten» (ehemals Trotzkisten) James Burnham, den Verfasser der «Managerial Revolution», der einmal die Zeitschrift «The New International» herausgegeben hatte.

Raymond Aron wird als ein Mann ohne kommunistische Vergangenheit und als «einer der besten Analytiker, die das weltpolitische Denken des 20. Jahrhunderts aufzuweisen hat» vorgestellt, speziell unter Hinweis auf sein Werk «Le Grand Schisme», 1948, und sein späteres Werk «Die imperiale Republik» (s. «Die Probleme einer Weltmacht», Schweizer Monatshefte, 56. Jahr, Heft 3, Juni 1976).

Zu einem politischen Bekenntnis verdichten sich die Schluss-Seiten von Gollwitzers Werk. In der «Zwischenbilanz des Kalten Krieges 1980» stellt er fest, dass die Verantwortlichen im Westen, ungeachtet der Appelle einzelner zu weitergehenden Gegenmassnahmen, nie an mehr als ein containment gedacht haben. Auch Moskau scheute vor der Entfesselung eines neuen grossen Krieges zurück, aber es blieb ideologisch und gesellschaftspo-

lisch weiterhin in der Offensive, während im Westen nur zur Debatte stand, ob man sich weiterhin strikt defensiv verhalten oder dem Kommunismus im «freien Spiel der Kräfte» Zugang als gleichberechtigten konkurrierenden Faktor in das eigene System gewähren und von der Fiktion ausgehen solle, als wäre auch er a priori auf Pluralismus angelegt . . .». «Es ist nicht zu übersehen, dass der Westen (verglichen mit den fünfziger Jahren) angesichts der sowjetischen Geländegewinne in der afro-asiatischen Welt, des Vorhandenseins starker kommunistischer Staaten und des offensichtlichen Unvermögens breiter Kreise, den Absolutheitsanspruch des Kommunismus mit allen Konsequenzen ernst zu nehmen, in eine ungünstige Position gerückt ist . . .»

«Parallel zum Abbau des Kalten Krieges hat man in einer ausgiebigen Disengagement-Literatur die Chancen eines inneren Formwandels des Kommunismus und des Westens diskutiert» und gelangte zu einer Konvergenztheorie (wirtschaftswissenschaftlichen Ursprungs). «Trotz des Vorhandenseins beträchtlicher sozioökonomischer und psychischer Konvergenzsymptome war deren Umschlag auf die internationale Politik bisher nicht unmittelbar zu konstatieren . . .». Die unzweifelhaft vorhandenen Spannungen und Bruchlinien innerhalb der beiden Systeme sind jedenfalls nicht in erster Linie auf Konvergenzprozesse zurückzuführen.

Spannungen und «Häresien» gibt es in Ost und West. Der Kreml hat seine Probleme mit Jugoslawien, hat der Entstehung eines rivalisierenden Systems in Peking, der Bildung des Eurokommunismus zu begegnen gehabt. Der

Westen hat «mit der Indifferenz und dem Unwillen von Millionen, sich politisch für die Sache der Demokratie zu engagieren, mit unaufhörlichen Spannungen zwischen Washington und seinen Bundesgenossen und dieser untereinander» zu rechnen. «Der Mangel an Selbstgewissheit ist im Westen verbreiteter als in der kommunistischen Welt, obwohl er auch dort nicht fehlt».

Lange wurden die Konsequenzen der Emanzipationsbestrebungen der Dritten Welt auf westlicher Seite nicht voll erfasst. Der Zusammenbruch des Kolonialismus in Asien und in Afrika liess sich nicht aufhalten. Die Versuche mit grossen afro-asiatischen Konferenzen blieben Episode. Jedoch wurde das Thema «Neutralismus und Non-Alignment», dem der Block der Blockfreien seine Existenz verdankt, aktuell. Selbst die sich als «müändig geworden» empfindende Dritte Welt bleibt im Rahmen «weltpolitischer Koordinatensysteme» gefangen, wie die Zonen der «frankophonen» und der «anglophonen» neuen Staaten beweisen. Der Missionsauftrag der Kirchen ist neu überdacht und der neuen Lage angepasst worden mit dem Ergebnis der Aufspaltung der protestantischen Kirchen bezüglich Südafrikas in sich bekämpfende Parteien.

Gollwitzer beschliesst sein Werk mit einigen hier zu zitierenden Bemerkungen.

Der Nord-Süd-Gegensatz könnte den Ost-West-Gegensatz überlagern. Damit im Zusammenhang steht das Problem der Neuverteilung der Ressourcen. «*Die Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen charakterisiert nach wie vor und bis zum Bizarren das weltpolitische Geschehen. Von Ausläufern des Tribalismus . . . bis zur praktizier-*

ten und organisierten Ökumene einer Weltzivilisation konkurrieren ungezählte Spielarten des Politischen. Der Akzeleration der weltpolitischen Prozesse geht parallel die Informationschwemme unserer Zeit, die das weltpolitische Bewusstsein . . . kaum vertieft hat.»

Mit der schlichten Bemerkung der Zeitgebundenheit aller historischen Forschung entlässt uns der Verfasser. – Umgang mit Geschichte mag Menschen für die Politik zu sensibilisieren und struktursichtiger zu machen. Aber nie kann der Historiker dem Politiker sein Risiko abnehmen . . . Es ist ausgeschlossen, dass der Geschichtsschreiber dazu gelangen könnte, einen Kompass für die Fahrt vom Gestern ins Morgen zu liefern.

«Dass die Menschheit in ein thermonukleares Zeitalter und in die Computerepoche eingetreten ist, wurde bald begriffen, aber alles in allem hat die Bewusstseinslage der Menschen mit ihren technischen Möglichkeiten nicht Schritt gehalten, und dieser Umstand verdüstert den Horizont.»

Gollwitzer hat aus souveräner Sicht und in souveräner Haltung weltgeschichtliche Betrachtung gepflogen. Er weist auch auf die Zukunft hin: Weltallgeschichtliche Betrachtung.

Max Silberschmidt

¹ Heinz Gollwitzer, Geschichte des weltpolitischen Denkens, Band II: Zeitalter des Imperialismus und der Weltkriege. Vandenhoeck und Ruprecht Verlag, Göttingen 1982.

Der Wolfenbütteler Psalter

Martin Luthers erste Vorlesung in Wittenberg

Um das Jahr 1640 erwarb Herzog August von Braunschweig-Wolfenbüttel von unbekannter Hand das Manuskript der Glossen der ersten Psalmenvorlesung Martin Luthers. Diese Handschrift gehört zu den kostbarsten Schätzen, die der bibliophile Fürst für seine Sammlungen gewinnen konnte. Sie wird bis zum heutigen Tage in der den Namen ihres Gründers tragenden Bibliothek in Wolfenbüttel bewahrt. Ein Faksimiledruck dieser Handschrift, der aus Anlass des 500. Geburtstags Luthers erschienen ist, soll hier angezeigt werden.¹

I.

Als Luther im Oktober 1512, 29 Jahre alt, seine biblische Professur an der Universität in Wittenberg antrat – er war der Nachfolger Johannes' von Staupitz –, wählte er die Psalmen als Gegenstand seiner ersten Vorlesung. Über die Gründe für diese Wahl gibt es keine historische Nachricht. Wenn Luther das biblische Buch für seine erste Vorlesung frei hat wählen können, lag es allerdings nahe, den Psalter anderen Büchern vorzuziehen. Einem mittelalterlichen Mönch war er das

weitaus vertrauteste Buch der Bibel. Das klösterliche Stundengebet schrieb ein wöchentliches Durchbeten des ganzen Psalters vor. Im Jahr 1512 war Luther etwa 7 Jahre Augustinermönch, das heisst, er hatte den Psalter einige hundert Male repetiert. Der christliche Mönch Luther, der als Professor vornehmlich vor Mönchen und Geistlichen zu lesen hatte, dürfte also nicht nur genügend vorbereitet, sondern auch hinreichend interessiert gewesen sein, einen für das geistliche Leben so wichtigen Text wissenschaftlicher Auslegung zu unterziehen. Die Vorlesung dauerte vom Sommer 1513 bis zum Frühjahr 1515. Bedenkt man, dass es Nachrichten von 10–20 Jahre dauernden Vorlesungen über einzelne biblische Bücher gibt und dass Luther später selbst 10 Jahre, wenn auch mit Unterbrechungen, über das erste Buch Mose las (1535–1545), so ist die Vorlesung über die Psalmen verhältnismässig kurz. Gleichwohl ist sie, vor der unmittelbar auf sie folgenden Vorlesung über den Römerbrief des Paulus (1515/16), das wichtigste Dokument der Entstehung reformatorischer Theologie.

Zur Vorbereitung der Vorlesung liess Luther bei dem Wittenberger Drucker Johannes Gronenberg, der seine Werkstatt im Augustinerkloster hatte, den lateinischen Text des Psalters drucken, in mehreren Exemplaren, für sich und seine Hörer. Der Satzspiegel liess breite Ränder zu beiden Seiten und über und unter dem in weitem Zeilenabstand gesetzten Text frei. Gezählt wird blatt-, nicht seitenweise, mit römischen Ziffern bis Blatt XCIX (99). Blatt I und II, Psalm 1 und 2 enthaltend, sind verlorengegangen. Nach der gelehrten Arbeitsweise der

Zeit schrieb Luther zwischen die Zeilen die Interlinearglosse, kurze Worterklärungen, an die Ränder die Marginalglosse mit ausführlicheren Wort- und Sacherklärungen und Literaturzitaten. Diese kommentierenden Glossen wurden in der Vorlesung den Hörern diktiert und von diesen in ihren Text eingetragen. Der «*Wolfenbütteler Psalter*» ist also strenggenommen eine Druckschrift mit Luthers handschriftlich eingetragener Psalmenerklärung. Von Luthers Psalterdruck hat sich nur eben dieses eine, sein eigenes, Exemplar erhalten, im Unterschied zu anderen Vorlesungen, von denen nur noch studentische Nachschriften vorhanden sind, nachdem das Manuskript der Römerbrief-Vorlesung in jüngster Zeit verschollen ist. Die Besonderheit des Wolfenbütteler Psalters besteht überdies darin, dass er das einzige erhaltene grössere Manuskript aus Luthers immerhin über 30 Jahre währender akademischer Tätigkeit ist. Er ist freilich nur die eine Hälfte von Luthers Niederschrift zur Psalmenvorlesung. Ausser den in den Druck eingetragenen Glossen schrieb Luther auf gesonderten Blättern ausführliche theologische Erläuterungen, die Scholien. Auch diese Handschrift ist erhalten, als selbständiges Konvolut, und wird als «*Dresdner Psalter*» in der Landesbibliothek Dresden verwahrt.

Den Druck des Psalmentextes hat Luther sorgfältig vorbereitet, und schon in der Edition des Textes erkennt man seinen exegetischen Eros. Ausser auf die ihm bekannten Bibelausgaben stützt er sich für den Psalmentext auf das Psalterium quincuplex des französischen Humanisten Jacobus Faber Stapulensis (Jacques Lefèvre d'Etaples, gest. 1536), das er besass

und auch mit Randbemerkungen versah. In diesem «fünffachen» Psalter hatte Faber fünf verschiedene lateinische Übersetzungen des Psalters nebeneinander abgedruckt. Luther, der dem Urtext nahe kommen wollte, aber noch kein Hebräisch konnte – er begann, bald, Hebräisch und Griechisch zu lernen –, interessierte sich vornehmlich für das Psalterium *Hebraicum*, eine vom Kirchenvater Hieronymus aus dem hebräischen, nicht dem griechischen, Text des Psalters hergestellte lateinische Version. Ausser der Arbeit am Text selbst stellte Luther die alten Psalmentitel wieder her, setzte an die Spitze jedes Psalms ein Summarium, eine kurze Inhaltsangabe, und stellte dem Ganzen eine Vorrede voran. Seine Bemühungen um den Text, die man nun an dem Nachdruck selbst unmittelbar vor Augen hat, gehören in den Zusammenhang humanistischer und reformatorischer Erkenntnis von der Bedeutung guter philologischer Grundlegung theologischer Arbeit.

Mit leichter, klarer, gestochener Schrift trug Luther in den Psalmen- text, ebenfalls in lateinischer, der Gelehrten- und Universitäts-Sprache, seine erklärenden Glossen ein, selbst da noch deutlich, wo der Raum knapp wurde. In seiner Auslegung verbindet sich Eigenständigkeit mit ausführlicher Benutzung der reichen exegetischen Literatur seit den Kirchenvätern. Auffallend ist die klare Bevorzugung Augustins. Die Schärfe der eigenen Exegese und die Selbständigkeit gegenüber der Tradition erwächst bei Luther aus einem feinen Ohr für den eigenen Ton biblischer Sprache, aus der Hellhörigkeit für die Eigenart des Hebräischen, die er selbst aus den lateinischen Übersetzungen noch heraus-

hört. Immer wieder hebt Luther hervor, dass die Bibel anders spricht als die theologische Schulsprache. Diese sprachliche Sensibilität verdichtet sich in Folgendem: In einem über alle traditionellen Vorbilder hinausgehenden Mass deutet Luther, wo immer es angeht, das in den Psalmen betende Ich auf Christus. Das ist neuzeitlichem historisch-kritischem Bewusstsein fremdlich, stammen die Psalmen doch, geschichtlich betrachtet, aus der Frömmigkeit des Volkes Israel und des Judentums und nicht von Jesus von Nazareth. Doch gewinnt Luther den Zugang zu seiner Auslegung über den selbst Psalmen betenden Christus am Kreuz und den sich die Psalmen als persönliches Gebet zueigen machenden christlichen Mönch. In einer Vorrede zum Druck, die er als «*Vorrede Jesu Christi, des Sohnes Gottes und unseres Herrn, zum Psalter Davids*» stilisiert, gibt er Einblick in die Eigenart seiner Auslegung. Der Sinn dieser «christologischen» Exegese, die Luther sehr bewusst und ausdrücklich betrieb, ist der: Die Psalmen mit dem klagenden Ruf des Beters, der verhüllte, ferne Gott möge sich ihm zeigen, mit der hymnischen Freude des Sängers über die Erfahrung Gottes im Gottesdienst und der Erhörung sprechen die Grundsituation des Menschen vor Gott aus: seine angst-, erwartungs- und freudenvolle Angewiesenheit auf Gott. Diese Grundsituation des aus Gott lebenden Menschen ist in Christus verkörpert. In dem Psalmen betenden Christus erkennt Luther, dass der Mensch vor Gott als Empfänger, nicht als Täter, steht, dass, wer sich als Täter entwirft, nicht vor Gott ist. So stellt sich in der Auslegung der Psalmen auf Christus schon der evan-

gelische Ansatz reformatorischer Theologie ein. Schon diese erste Stufe zeigt die für Luther bleibend charakteristische Verbindung religiösen Fragens mit wissenschaftlicher Forschung, so dass sein existentielles Suchen und Grübeln sich immer in der Disziplin der Exegese vollzog, die sein öffentliches Amt als Professor und Doktor der heiligen Schrift ihm auferlegte. Die Lektüre seiner Glossen nimmt den Leser hinein in diese sich selbst entwickelnde Bewegung. Diese Verbindung ist der Grund für die Lebendigkeit und zugleich intellektuelle Faszination, die von diesem Text auf den Leser übergeht: Das eigene religiöse Suchen, eine den Psalmisten verwandte religiöse Leidenschaft und Sprachkraft dringt tiefer als gewöhnliche Exegese in den Psalter ein, während umgekehrt exegetische Strenge und Demut vor dem Wortlaut der Schrift die religiöse Leidenschaft theologisch formt und vor dem Ausufern in Schwärmerei und Subjektivismus schützt.

II.

Der Rang der ersten Psalmenvorlesung besteht in einem Mehrfachen. Sie ist das erste grosse Dokument der Reformationsgeschichte. Sie gehört zu den grundlegenden Texten des Theologen Luther. Sie hat eine hohe Bedeutung für die Geschichte der biblischen Exegese, also der Auslegung, aber auch für die Geschichte der Hermeneutik, also der Theorie der Textauslegung. Sie gibt, als Handschrift, Einblick in eine theologische Werkstatt, aus der eine weltgeschichtliche Bewegung hervorging. Den Leser, der nicht so sehr an ihrer historischen Bedeutung interessiert ist, zieht das handgeschriebene Blatt unmittelbar hinein in das Bemü-

hen um das Verständnis eines der wichtigsten Bücher unserer Geschichte, des Psalters, in ein Bemühen, das selbst den frommen und theologischen Gebrauch des Psalters in der christlichen Kirche erneuern half. Und immer noch gibt Luthers Psalmenvorlesung dem Leser und Forscher Anlass zu neuen Erkenntnissen.

Das alles konnte aus Anlass des Lutherjahres eine Faksimile-Ausgabe des Wolfenbütteler Psalters rechtfertigen. Sie ist im Frühjahr 1983 erschienen. Der erste Band der Edition enthält das Faksimile von Luthers Handschrift. Er gibt aber nicht nur sie wieder, sondern alle Zutaten, die das Fatum, welches Bücher haben, auch dieser Handschrift hinzugefügt hat. Das sind bibliothekarische Bemerkungen, Eintragungen von Vorbesitzern, zwei eingeklebte Lutherbilder, das Bildnis eines der früheren Besitzer, Jakob Propsts, dem Luther selbst die Handschrift schenkte, schliesslich am Ende sogar ein Bild Melanchthons. Hinzugefügt wurde, als Ersatz für die verlorengegangenen beiden ersten Blätter, eine Auslegung von Psalm 1 und 2 aus der Feder des Lutherschülers Tilemann Hesshus. Der zweite Band, umfangreicher als der erste, bringt ein Geleitwort des Direktors der Herzog-August-Bibliothek in Wolfenbüttel, Paul Raabe, ein Vorwort von Gerhard Ebeling, das die kirchengeschichtliche und theologische Bedeutung von Luthers erster Vorlesung skizziert, und eine ausführliche Einleitung von Reinhard Schwarz. Den Hauptteil macht die von Eleanor Roach erarbeitete Umschrift der Handschrift Luthers aus, eine Arbeit, ohne welche die Lektüre der Handschrift Luthers den meisten Lesern unmöglich wäre. Diese

Umschrift ist ein wesentlicher Fortschritt gegenüber der alten Edition in der Weimarer Ausgabe der Werke Luthers, die nicht fehlerfrei ist. Durch verschiedene Drucktypen sind der Psalmentext und Luthers Glosse gegeneinander abgesetzt. Die Zeilen-glosse ist an entsprechender Stelle in den fett gedruckten Psalmtext gesetzt, die Randglosse ist separat gesetzt und wird mit hochgestellten Ziffern genau dem Text zugeordnet. Auf dem äusseren Seitenrand findet man Blatt- und Zeilenzahlen der faksimilierten Handschrift, jedoch nicht die römische Zählung von Luthers Druck, sondern eine spätere arabische Paginierung des ganzen Konvolutes in seinem heutigen Zustand, so dass beide Bände leicht parallel gelesen werden können. Der Anhang bietet einen kritischen Apparat der Bearbeiter, zum Text des Psal-

terdrucks (T), zu Luthers Handschrift (H), mit Nachweis der Zitate, die Luther bringt (Z). Die Ausgabe präsentiert sich in schlichtem und würdigem Gewand. (Der Faksimile-Band ist in begrenzter Zahl in teurem Ledereinband lieferbar.) Dem Erforscher und Liebhaber grosser religiöser Texte ist sie in ihrer Verbindung von Anschaulichkeit und kritischer Herausgeberarbeit als Lesetext und Arbeitsinstrument willkommen.

Walter Mostert

¹ Martin Luther, Wolfenbütteler Psalter, 1513–1515. Herausgegeben von Eleanor Roach und Reinhard Schwarz unter Mitarbeit von Siegfried Raeder. Geleitwort von Paul Raabe, Vorwort von Gerhard Ebeling, Einleitung von Reinhard Schwarz, 2 Bände, Insel Verlag, Frankfurt am Main 1983.

Jaspers und Heidelberg

Die zunehmend vertrauensvolle freundschaftliche Beziehung zwischen dem Chirurgen und Onkologen K. H. Bauer – die Vornamen sind an keiner Stelle ausgeschrieben – und dem Philosophen Karl Jaspers im Zeichen der Neubegründung unter amerikanischer Kontrolle der Universität Heidelberg ist ein menschlich wie zeitgeschichtlich bedeutendes, sympathisches Zeugnis, das bis zu den verschiedenen Gnaden des damals sogenannten «Nullpunktes» führt und von dort aus aufwärts.

Die chronische Krankheit, die Jaspers hinderte, die ihm zugedachte Würde anzunehmen, hat seine för-

dernde Teilnahme nicht gemindert. Der abwechselnd als «Verehrter Kollege», «Verehrter Herr Bauer» und auch als «Magnifizenz» Angeredete war für diese Schätzung und persönliche Verbindung dankbar.

Herausgeber dieses Briefwechsels¹ – es wurden nicht alle Briefe abgedruckt, aber man darf darauf vertrauen, dass nichts Wesentliches fehlt – ist der aus Catanzaro stammende Renato de Rosa, der schon 1940/41 als Zwanzigjähriger Jaspers in Heidelberg besucht hatte und zu einem engen Freund des Ehepaars wurde. Über diese Beziehung hat er im Buch «Erinnerungen an Karl

Jaspers» (Piper 1974) aufschlussreich Rechenschaft gegeben.

Da de Rosa in Heidelberg keinen befriedigenden Lehrer fand, empfahl ihn Jaspers an Heidegger in Freiburg – ungeachtet der menschlichen und geistigen Entfremdung zwischen den beiden «Existentialisten», und es ist ein bezeichnender Zug. Doch auch bei Heidegger wurde de Rosa nicht glücklich. Er wechselte schliesslich zur Medizin und wurde Chirurg.

Für die Betreuung des Briefwechsels zwischen dem befreundeten Philosophen und dem hochangesehenen Chirurgen qualifizierte de Rosa also vieles. Auch sind die 29 enggedruckten Seiten der von de Rosa erstellten Anmerkungen weit über die einzelnen erhellenden Hinweise hinaus aufschlussreich. Wir erfahren, wie die Inschrift über dem Kollegiengebäude «Dem lebendigen Geist» – einst von Gundolf konzipiert, dem «nichtarischen» Germanisten, zu dessen Studenten Joseph Goebbels gehörte – 1936 durch die Inschrift «Dem deutschen Geist» ersetzt wurde, und wie sich Benedetto Croce darüber in der Berner Wochenzeitung «Die Nation» geäussert hat. Wir lesen von einem Physiologen Achelis, der die Hochschule aus dem Geist der SA erneuern wollte, der sich aber trotz der Opposition des Regimes für Bauers Berufung nach Heidelberg erfolgreich eingesetzt hat – Beispiel der Widersprüchlichkeiten jener Zeit. Eigenartig, dass Bauer 1957 Jaspers als Festredner nach Leipzig vorschlug; es überrascht nicht, dass die dortigen Behörden den Vorschlag ablehnten.

Am Beginn des Bandes stehen die zuhanden der amerikanischen Militärbehörden 1946 geschriebenen Lebensläufe der beiden Korrespondenten.

Jaspers teilt mit, dass er zwei grosse Arbeiten vor habe, eine «*Philosophische Logik*» und eine «*Weltgeschichte der Philosophie*». Von letzterer sind jüngst drei stattliche Bände, von Hans Saner betreut, aus dem Nachlass erschienen (Piper).

Trotz der aufrüttelnden Schrift über die Schuldfrage konnte Jaspers nicht voraussehen, wie weit er sich von der «Atombombe» über die Frage der «Wiedervereinigung» – was er damals zum besonderen Unwillen der Sozialdemokraten schrieb, wurde später in dieser Partei Allgemeingut – bis zu den beiden Warnrufen über den Weg der Bundesrepublik in die politische Publizistik einlassen würde.

Bauer und Jaspers waren auf verschiedene Weise religiöse Menschen, doch verhinderte Jaspers jeden Zwist über den Unterschied. Bauer hatte Ärger mit Gewerkschaften, Betriebsräten, einmal wegen seiner Formulierung: «Für die Universität gilt zuvörderst der Satz: zurück zur Religion.» Jaspers antwortete auf Bauers Klage verbindlich: «Den Unsinn, dass wissenschaftliche Einsicht auf Religion gegründet sei, haben Sie natürlich nicht behauptet, wohl aber, dass die menschliche Haltung des Forschers in der Religion oder in der Philosophie, was im Grunde eines ist, ihren Boden haben müssen.» Man darf von einer «Wunschdeutung» sprechen.

Rektor Bauer, der von Breslau kam, bestand in einem Schreiben an die Militärregierung in Württemberg-Baden auf der Erhaltung Schlesiens als «unerlässliche Stütze der agrarwirtschaftlichen Bedürfnisse Deutschlands». Er wollte den nach Basel gezogenen Jaspers für die moralische Unterstützung einer Initiative der Univer-

sitäten für die deutsche Einheit gewinnen. Doch Jaspers war grundsätzlich gegen diesen Appell und teilte Bauer mit, dass er im Sommer 1919 sich als einziges Mitglied des Senats geweigert hatte, einen Protest gegen das Versailler Diktat zu unterschreiben: «*Man war verstimmt über meine Meinung, niemand stimmte mir zu. Nur auf dem Nachhauseweg sagte der Schweizer Professor Ernst, Dekan der medizinischen Fakultät: «Sie haben völlig recht, aber ich als Schweizer konnte in der Sache nicht Stellung nehmen.*»

Ob Rektor Bauer zu jenen gehörte, von denen de Rosa in den Erinnerungen berichtet, Jaspers habe sie vor dem Entschluss des Umzugs nach Basel konsultiert? Laut de Rosa sei Jaspers damals von der konservativen Grundhaltung an der Universität Heidelberg enttäuscht gewesen – die Korrespondenz mit dem Rektor lässt das nicht erkennen – und er habe sich von der politischen Schweizer Tradition einen günstigeren Wirkungskreis versprochen. Dolf Sternberger meinte in einem Zentenaraufsatzt in der «*Frankfurter Allgemeinen*», persönliche Gründe seien für das Ehepaar wohl massgebender gewesen als politische Überlegungen.

In nobler Weise wird im Januar 1968 die entgegengesetzte Auffassung über den Antritt des Bundeskanzlers Kiesinger ausgetragen. Jaspers lehnt ihn wegen seiner NSDAP-Vergangen-

heit grundsätzlich ab, Bauer verteidigt Kiesinger aus persönlicher Verbundenheit und schreibt über ihn einen Satz, den man sich merkt: «*Er gehört zu der Kategorie von Menschen, denen man verzeihen muss, will man ihnen nicht Unrecht tun.*»

Der letzte Brief, Nr. 71, wurde entweder flüchtig geschrieben oder war schwer entzifferbar. Da steht «deko-riert» für «decouvert»; der letzte Absatz, S. 78, ist unverständlich. Im vorletzten Brief schreibt Jaspers: «*Ich lebe politisch nicht mit der Mehrheit der Bundesrepublikaner.*» Dabei war es damals sein Vorwurf gegen die Parteioligarchie, dass sie diese Mehrheit am Ausdruck hindere. Zu jenem Vorwurf bleibt ein Gespräch mit Fritz René Allemand im Band «*Provokationen, Gespräche und Interviews*» (Piper 1969) besonders aufschlussreich.

In Rolf Hochhuths Zentenaraufsatzt in «*Die Zeit*» wird Jaspers posthum für die Friedensbewegung mobilisiert. Das ist bestenfalls Hypothese. Da fällt auf, dass eine Arbeit über die Gesamtheit von Karl Jaspers' politischen Schriften und Äusserungen noch aussteht. Die willkommene Veröffentlichung des Briefwechsels Jaspers/Bauer macht diese Lücke wiederum bewusst.

François Bondy

¹ Karl Jaspers, K. H. Bauer, *Briefwechsel 1945–1968*, Springer Verlag, Berlin/Heidelberg/New York.

Lebensumweg

Jean Starobinski über Montaigne

Montaigne, Vorbild des Denkens und Schreibens und vor allem Vorbild des Lebens – so zeigt ihn der in Genf lehrende Literaturkritiker Jean Starobinski in einer vor kurzem erschienenen Studie: «*Montaigne en mouvement*».¹ Bewegung – das Prinzip von Montaignes 1571 begonnenen «Essais» und von Starobinskis Buch: in sieben Kapiteln ein Dialog mit Montaigne, der nie vom gleichen Ort antwortet, vielmehr also ein Tanz mit ihm; er zwingt Kritiker und Leser zu Wendungen. Die Wendungen machen das Leben aus: Einmal scheint es leicht, einmal schwer, einmal fehlt etwas, das auch zuviel sein kann, es geht vom Einen zum Ganzen, von nichts zu etwas, und umgekehrt. Die Umkehrungen hat Montaigne erfasst.

Der erste Schritt: *La dissimulation est des plus notables qualitez de ce siecle . . .* Lügen, Masken, alles Schein. Ein ethischer Topos, solange man auf ihm beharrt. Nicht Montaigne: Um die Wahrheit geht es, um das wahre Ich, das – überraschende Wendung – nicht in der Abkehr von der Welt zu finden ist. In der Abkehr das Chaos: «. . . tant de chimères et monstres fantasques les uns sur les autres, sans ordre et sans propos . . .» heisst es im «Essai» über die Einsamkeit. Die geistige Nacht, unheimlich, wer nicht beten kann, muss zu menschlichen Mitteln greifen: schreiben. Die Wahrheit schreibend finden: ein Paradox, denn Sprache ist Medium, flüssig, weich, sie den Phänomenen angepasst und sie auch verratend. Und

doch bleibt nur sie, soll aus dem Chaos etwas werden, soll das Ich aus seiner beunruhigenden Zersplitterung zur Einheit finden. «*Montaigne ne renonce pas à l'identité*», schreibt Starobinski. «*Mais il a découvert qu'il ne peut y accéder directement.*»

Schreiben ist Umweg von sich zu sich. Umweg über die Welt, über die Verhältnisse der Welt: Freundschaft, Liebe, Freiheit, Sprache, öffentliches Leben. Montaigne bleibt davon entfernt, ist aber nicht mehr weggewandt. Erste und grundlegende Synthese: Durch die Rückwendung wird Abwesenheit wieder zu Präsenz, durch Rückschau auf das bisherige Leben soll das zukünftige Ich entworfen werden, das Viele und Zerstreute garantiert die Identität. Und die Wahrheit? Die Welt des Scheins hält uns gefangen, sagt Montaigne, die Essenz der Dinge bleibt verborgen. Verborgen und auch nicht: Schein und Sein sind nicht zu trennen, sind verschiedene Aspekte des Einen; Sein ist das Eine, Schein seine Vielheit. Wer, wie Montaigne, das absolute Wissen in Frage stellt, wer sich, wie er, der Bewegung des Vielen hingibt, bewegt sich in der Wahrheit. «*Le scepticisme est mouvement vers la vérité*», heisst es, Starobinski weist darauf hin, bei Merleau-Ponty.

Wie aber sich – das Ziel – bei der Vielfalt der Bewegungen nicht verlieren, wie den Kreis schliessen? Der Umweg führt über die Welt, aber um welchen Mittelpunkt herum? Um das, was nicht erscheint, was Nichts ist: um

den Tod. Montaignes Projekt hat Form angenommen, weil sein Vater gestorben war und sein Freund La Boëtie, weil die zweifache Leere die Gedanken ansog, sie konzentrierte auf die Fülle der Einzelheiten. «Montaigne se résigne à laisser un vide central... En périphérie, le fond vide appelle une prolifération de formes libres... On peut vraiment parler d'une paradoxale fécondité du vide», schreibt Starobinski. Und: «Le consentement à la mort n'est que la contrepartie nécessaire d'une conversion totale à la vie.» Rückwende zum Leben, Einverständnis mit dem Tod, dem eigenen, der sich über das Leben erstreckt, sich Tag für Tag seiner Vollendung nähert. Das Leben vollendet sich im Tod, nicht erst am letzten, sondern an jedem Tag: So leben als sei man schon tot, sagt Montaigne, weil sich dem die Fülle offenbart, der nicht an einzelnen festhält. Schreibend die Fülle ordnen heisst «continuer dans la durée propre du langage la vie et le mouvement que l'on croyait arrêtés», wie Starobinski

sagt. Schreiben wegen dem Tod gegen den Tod, das Leben schreiben, «*nostre grand et glorieux chef d'œuvre*».

Montaigne hat, dafür ist er bekannt, der abendländischen Literatur das Ich entdeckt. Er hat es auch, das zeigt Starobinski, dem Abendland vorgegeben: ein Ich, fähig, sich aus der Spannung einer Vielzahl von Paradoxen selbst zu schaffen, fähig, seine Existenz aus dem eigenen Nichtsein zu begründen, fähig, noch über sich hinaus er selbst zu bleiben: Die «Essais» sind nicht ein Spiegel, sondern das Ich *en acte*.

Starobinski legt Montaigne nicht aus – er legt ihn nahe als Vorbild des Lebens, was – hier wird es offenbar – das gleiche ist wie Vorbild des Denkens und Schreibens.

Christine Mäder-Viragh

¹ Jean Starobinski: *Montaigne en mouvement*. Editions Gallimard, Paris 1982, ausgezeichnet mit dem Preis der europäischen Essais 1982 der Charles-Veillon-Stiftung.

Frankreich – griffig

Der Frankreich-Brockhaus, Wiesbaden

Jeder, der ein Nachschlagewerk im Hinblick auf bestimmte Themenkreise befragt, wird auf Lücken und Irrtümer stossen. Und wer den Gegenstand seiner Interessen für den wichtigsten hält, ist in Gefahr, seine Kritik zu überziehen. Das halte ich mir vor, wenn ich im folgenden den preis- und preisenswer-

ten «*Frankreich-Brockhaus*» in Einzelheiten beanstände.

Zunächst das Positive: Geographie, Geschichte, viele Personen, Institutionen, wissenschaftliche, künstlerische Leistungen kommen in Eintragungen und allgemeinen Darstellungen zu ihrem Recht. Die Charakterisierungen

sind treffend, oft brillant. Das gilt z. B. auf Seite 16 für «art déco», «Assignaten», «Atlantikwall», «Agrippa d'Aubigné». Auch ist die jüngste politische Entwicklung berücksichtigt: die Namen der vier kommunistischen Minister in Pierre Mauroys Regierung fehlen so wenig wie das neue Statut Corsikas. So weit, sehr gut.

Doch in den relevanten Bereichen – Eintragungen, Charakterisierung, Gewichtung – fallen Lücken und Mängel auf, von denen einige gravierend, manche gar unbegreiflich sind.

Zwei in der Presse oft genannte spezifisch französische Institutionen haben keine eigene Eintragung erhalten, obgleich sie in anderem Zusammenhang genannt werden. 1. *Die Ecole Nationale d'Administration*, abgekürzt «ENA», deren Absolventen, die Minister und hohe Beamte wurden, scherhaft «Enarchen» – «énarques» – genannt werden; sie ist die wichtigste nach dem Krieg geschaffene Institution. Sie hat im Gegensatz zur «Ecole Normale Supérieure» keine eigene Eintragung, ebensowenig wie die Gesamtheit der Eliteschulen, die «Grandes Ecoles». 2. *Die «prud'hommes»*, eine mittelalterliche, unter Napoleon kodifizierte Einrichtung, wird im Brockhaus unter «Conseil» eben nur genannt, nicht unter «prud'hommes», wo man sie suchen würde, und nicht als das paritätisch von Arbeitgebern und Arbeitnehmern gewählte Arbeitsgericht charakterisiert, dessen Wahlen übrigens auch Aufschluss über die relative Stärke der verschiedenen Gewerkschaften und Unternehmerverbände geben. Es ist eine demokratische, spezifisch französische Institution. Im Lexikon der Schlüsselbegriffe¹ ist sie zutreffend dargestellt.

Offenbar bezieht sich keine Eintragung auf Frankreichs internationale Einbindungen – die europäischen so wenig wie die atlantischen. Es fehlt: *fédéralisme*, *Europäismus*, *Europäische Gemeinschaft*, *Atlantikpakt*, «atlantiste» – für dessen Anhänger. Das sind politisch und ideologisch spannungsreiche, wesentliche Begriffe.

«Dezentralisierung» – die regionalistische Reform, die seit Jahrzehnten diskutiert, jetzt vollbracht wurde – kommt nur unter «Gaston Defferre» vor, «Region» nirgends und «Regionalismus» nur als literarische Schule. Auch «Okzitanismus» ist nicht eingetragen.

Eine krasse Fehlinformation findet sich unter «Kommunistische Partei Frankreichs». Sie habe, so lesen wir, an Léon Blums Volksfrontregierung von 1936 «entsprechend der von der Komintern beschlossenen Volksfrontstrategie» teilgenommen. Das hat sie, entsprechend eben dieser Strategie, nicht getan. Trotz des Drängens der Bündnispartner weigerte sie sich, Minister zu stellen. Ihr Argument: sie sei selber «das Ministerium der Massen», auf die sie damit ein Monopol anmeldete, und sie wolle von aussen her «hilfreichen» Druck ausüben. Diese Erinnerung war 1981 für François Mitterrand ein Grund mehr, diesmal die Kommunisten in die Pflicht zu nehmen. Im Schlüsselwort-Lexikon ist der Vorgang richtig dargestellt.

Die «agrégation» wird mit der Habilitation gleichgesetzt, doch ist sie ein Wettbewerb, erlaubt zwar die Berufung auf einen Lehrstuhl, gibt aber nur Anspruch auf die Stellung eines Gymnasiallehrers, *professeur de Lycée*.

In der Nennung der gegenwärtig einflussreichsten französischen Intel-

lektuellen ist Brockhaus mit Recht selektiv, ist es aber zu sehr, wenn er zwar Lévi-Strauss und Althusser Eintragungen gönnt, nicht aber dem Psychoanalytiker Jacques Lacan, dem Erforscher indoeuropäischer Ordnungen Georges Dumézil, dem Historiker Fernand Braudel, dem Philosophen Michel Foucault.

Was die Gegenwartsliteratur betrifft, überrascht die Gewichtung. Achtzehn Zeilen für Claude Mauriac mit Nennung aller Werke gegen vier Zeilen für Aragon ohne Erwähnung eines einzigen Titels – das ist unver-

ständlich. Drittrangige sind beachtet, aber der hochbedeutende Dichter Yves Bonnefoy nicht – er fehlt allerdings auch in Rowohls Literaturlexikon. Unter lebenden Künstlern wurde ein Grosser vergessen: Balthus. Da konnte man eher auf den Schöpfer «geistreicher Terracotta-Karikaturen» Dantan (1800–1869) verzichten.

F. B.

¹ B. Schmidt, J. Doll, F. Fekl, S. Loewe, Frankreich-Lexikon 1 «Académie – Jours de France», Erich Schmidt, Berlin.

Hinweise

Luthers Leben in Bildern und Texten

Zum Luther-Jahr 1983 ist in erster Auflage eine Bildbiographie erschienen, für die *Gerhard Ebeling, Gerhard Bott und Bernd Moeller* als Herausgeber zeichnen. Gerhard Ebeling hat die Einleitung geschrieben: eine essayistisch geraffte Biographie und Würdigung des Reformators, seines Werks und seiner Wirkung. Die Methode der Darstellung, nach der das prächtige Buch gestaltet ist, kennen wir von früher erschienenen Bildbiographien, so derjenigen Sigmund Freuds oder Johann Wolfgang Goethes. In zum Teil farbigen Reproduktionen und einer Vielzahl von schwarz-weißen Bilddokumenten kann der Betrachter die Stationen von Luthers Leben aufsuchen und dazu Quellentexte oder erläuternden Kommentar zur Kenntnis nehmen, die das Bildwerk begleiten.

Es beginnt mit einer Farbaufnahme des Dorfs Möhra in Thüringen, in der Nähe von Eisenach, aus dem Luthers Vorfahren stammten. Dazu dann die Stelle aus den «Tischreden»: «Ich bin ein Bauernsohn. Mein Urgrossvater, Grossvater, Vater sind rechte Bauern gewest...» Ebenfalls in Farbaufnahme wird Luthers Geburtshaus in Eisenach gezeigt und dazu eine Briefstelle bei Melanchthon sowie der Ausschnitt eines Gesprächs zwischen Luther und Melanchthon über ihr genaues Alter abgedruckt. Erfurt, der Dom und St. Severi, das Augustiner-Kloster, dann eine Rötelstudie zum Bildnis des Papstes Julius II. von Rafael: so entfaltet sich in Bilddokumenten die Welt des jungen Mönchs, so prägt sich dem Betrachter die Zeit ein, in die Luthers Kampf einfällt und die Welt verändert. Aus dem «Wolfenbütteler Psalter» ist das Scholion zu Psalm 94,9 faksimiliert wiedergegeben

und daneben transkribiert. Da sieht man den Theologieprofessor an der Arbeit vor den Studenten. Hier kann nicht nacherzählt werden, was das schöne Buch in Text und Bild vorführt bis hin zu der abschliessenden Bronzeplatte von Luthers Grab in der Schlosskirche zu Wittenberg. Dazu ist ein Abschnitt aus Melanchthons Leichenrede gesetzt: «Daher offenbar ist, dass die Hartigkeit, so er wider die Feinde der reinen Lehre in Schriften gebraucht, nicht eines zänkischen und boshaften Gemüts, sondern eines grossen Ernsts und Eifers zu der Wahrheit gewesen ist.» Im Anhang findet sich eine tabellenartig gestaltete Zeittafel, auf der Zeitereignisse, Lebensdaten und Erscheinungsdaten der wichtigsten Werke Luthers nebeneinanderstehen. Sein Leben in Bildern und Texten nicht nur bietet dieses Buch, sondern eine anschauliche Geschichte der Reformation (*Insel Verlag, Frankfurt am Main*).

Kulturpolitisches Wörterbuch

Über achthundert zweispaltig bedruckte Seiten, ein Hand- und Wörterbuch aus der Feder von Fachleuten: *Wolfgang R. Langenbucher, Ralf Rytlewski und Bernd Weyergraf* haben es als Herausgeber betreut, das Autorenregister umfasst eine lange Liste. Der Plan war ursprünglich, eine kritische Bestandesaufnahme des kulturellen Spektrums in beiden deutschen Staaten zu versuchen, und so ist denn zu jedem Stichwort immer auch ausgeführt, wie es sich in der Bundesrepublik und wie in der DDR darstellt. Denn gerade auf dem Gebiet der Kulturpolitik zeichnet sich die unter-

schiedliche Entwicklung in den beiden deutschen Staaten besonders deutlich ab. Kunstförderung, Kritik, Bildungswesen, aber auch zum Beispiel die Frauenfrage haben unterschiedlichen Stellenwert und eine unterschiedliche Geschichte. Sodann ist aber auch festzuhalten, dass seit Ende der sechziger Jahre sozialpsychologische Betrachtungsweisen in der Kulturpolitik der Bundesrepublik Fuss gefasst haben, dass der Kulturbegriff neu umschrieben worden ist. Das Buch gibt seinen Benützern in fundierten Lexikonartikeln (mit bibliographischen Anhängen) Auskunft über folgende Hauptgruppen von Stichwörtern: Kulturpolitik, Kulturvermittlung, Voraussetzungen und Grundlagen dazu, Alltagskultur, ästhetische Produktion, Kultursoziologie, historische und politische Aspekte, philosophische und sozialpsychologische Aspekte. Das Wörterbuch ist ein Hilfsmittel, das einerseits knappe Orientierung und Darstellung, anderseits aber Hinweise zum weiterführenden Selbststudium bietet. Verwaltung, kulturelle Stiftungen, Animatoren und Publizisten werden davon mit Vorteil Gebrauch machen. Wäre es nicht an der Zeit, einen ähnlichen Versuch auch für die Schweiz in die Wege zu leiten? (*J. B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart 1983*).

Baskische Legenden

Unter dem Titel «*Wie man den Teufel und andere Menschen überlistet*» haben *Peter Frey und Gunter Brettschneider* zweisprachig Legenden aus dem Baskenland herausgegeben. Der *pendo-verlag* (Zürich) eröffnet damit eine Reihe, die den deutschsprachigen

Leser auf die Bedeutung der baskischen Kultur aufmerksam machen soll, unter anderem auf die baskischen Bardendichter, die ihre balladenartigen Lieder oder Wettgesänge improvisieren, Stegreifdichter, die bei festlichen Anlässen zur Unterhaltung beitragen, dann auch auf die baskische Prosa und Poesie, auf die Folklore und auf die Kulturgeschichte. Der erste Band liegt seit einiger Zeit vor, und Gunter Brettschneider zeichnet dabei nicht nur als Übersetzer des überlieferten Legendengutes, sondern hat dem hübschen zweisprachigen Band einen Anhang über einige Besonderheiten des Baskischen angefügt. Die Legende besagt, der Teufel selbst habe die Wette verloren, als er sich anheischig machte, die baskische Sprache zu erlernen. Sie wird in dem Gebiet zwischen Bilbao, Bayonne, Mauléon und Pamplona gesprochen, wobei Bilbao, Bayonne und Pamplona schon ausserhalb des baskischen Sprachgebiets liegen. Zu diesem gehören die spanischen Provinzen Alava, Vizcaya, Navarra teilweise und die Provinz Guipúzcoa gesamthaft, aber auch beträchtliche Teile des Départements Basses-Pyrénées auf französischer Seite. In den letzten Jahrzehnten ist die Verbreitung der Sprache ständig zurückgegangen. Wie das Rätoromanische in der Schweiz ist es zudem in verschiedene Dialekte aufgeteilt. Und woher es eigentlich komme, bleibt noch immer ungeklärt. Der Kenner (Baskologe) Brettschneider befürchtet, die Geschichte des Baskischen sei an einen kritischen Wendepunkt gelangt. Fruchtbare Erneuerung oder Untergang seien die einzige Alternative. Die Reihe «*pendo-euskariana*» soll der Erneuerung Impulse geben. Und der

erste Band, die baskischen Legenden, macht jedenfalls einen hochinteressanten und höchst vergnüglichen Anfang damit. In den Müsterchen und Anekdoten spielt, neben dem Teufel, ein baskischer Eulenspiegel seine Rolle, Fernando mit Namen. Einmal ist er beim Pfarrer zum Essen eingeladen, nicht aber der Sohn, den er darum geheissen hat, vor der Tür des Pfarrhofs zu warten. Fernando spricht das Tischgebet «*im Namen des Vaters und des Heiligen Geistes*», und da ihn der Pfarrer fragt, wo er denn den Sohn gelassen habe, antwortet er, der sei unten vor der Tür, er hole ihn gleich. Von dieser Art sind die baskischen Legenden. Wer will, kann versuchen, ihre lautliche Urgestalt zu erforschen. «Wo hast du den Sohn gelassen?» heisst da «*Non dezu semea?*» «Er wird gleich kommen» heisst baskisch «*berreala etorriko da*». Die Schwierigkeit der Sprache beruht allein schon auf der grossen Anzahl Verbformen, von denen mehrere Tausend gezählt werden sind. Was zum Beispiel im Deutschen mit Hilfsverben und kombinierten Formen ausgedrückt wird («ihr hättet sie uns geben können»), wird baskisch in der bizarren Form «*eman zenezazkiguketean*» geleistet. Brettschneider gibt im Anhang durch derartige Beispiele einen knappen Begriff davon, welche Schwierigkeiten sich da auftürmen. Eine kleine europäische Kultur- und Sprachenklave, der immerhin nachgesagt wird, ihre Seefahrer und Walfänger hätten lange vor Kolumbus Amerika entdeckt und Simon Bolivar sei ein Baske gewesen, hat in den ins Deutsche übersetzten Legenden einen ersten literarischen Zeugen in deutscher Sprache (*pendo-verlag, Zürich*).

Thomas Bernhard: Die Stücke

Das «Weisse Programm» des *Suhrkamp-Verlages*, nämlich anlässlich des 33. Jahrs der Firma einzelne bedeutende Werke neu aufzulegen, die in diesem Zeitraum erschienen sind, hat bei der Ankündigung viel zu reden gegeben. Was wir von Zeit zu Zeit selber gerne machen, nämlich, statt den allerneusten Neuigkeiten nachzurennen, ein wichtiges Buch von gestern oder vorgestern einmal wieder zu lesen, verordnet Suhrkamp seinen Lesern durch die List, dass er das Alte als Neuerscheinung präsentiert. Nicht in jedem Fall wird man darauf eingehen. Aber da nun in der prächtig ausgestatteten Reihe des «Weissen Programms im 33. Jahr» auch – auf über tausend Seiten – das volle Dutzend Theaterstücke von *Thomas Bernhard* gesammelt erscheint, ist ein Hinweis mindestens angezeigt. Wir haben sie fast alle bei ihrem Erscheinen gewürdigt, einige davon sahen wir auf dem Theater und schrieben darüber. «*Die Macht der Gewohnheit*» mit Minetti in der Rolle des Zirkusdirektors Cari-baldi bleibt unvergesslich, eine der nachhaltigsten Impressionen, ein ferner Theaterabend, der noch immer nachwirkt. Und ausserdem weckt er Assoziationen, ruft Szenen aus anderen Stücken Bernhards in Erinnerung, aus «*Ein Fest für Boris*», aus «*Der Ignorant und der Wahnsinnige*», aus «*Der Weltverbesserer*» oder «*Am Ziel*». Zwölf Stücke sind es in der neuen Ausgabe in einem Band, ein erstaunliches, gewichtiges Werk neben dem ebenso erstaunlichen epischen Schaffen des Schriftstellers, neben den Romanen und Erzählungen ebenso wie neben den autobiographischen Bü-

chern, darunter so meisterliche Texte wie der neueste, «*Wittgensteins Neffe*». Bernhards Theaterstücke leben von der Musikalität, womit in seinem Fall nicht allein die Sprache, nicht allein der Klang und der Rhythmus seiner Sätze gemeint ist, sondern der Bau, die Komposition, die kunstvolle Führung und Verschränkung der Motive. Vielleicht liegt eines der Geheimnisse dieses Autors eben darin, dass er die verlorenen Existenzen, die Todeskandidaten, die Wahnsinnigen und die Spinner, die seine Bühnenwelt bevölkern, in formvollendeten Spielen vorführt. Sein Totentanz hat die Zierlichkeit eines Menuetts von Mozart. Und das ist nicht Spielerei, sondern tiefer Ernst: das Kunststück über dem Abgrund.

Lob der Frau

Ein *Insel-Buch vom Lob der Frau* hat Katja Behrens zusammengestellt, eine Anthologie aus Texten der verschiedenartigsten Herkunft, geistliche Lieder sowohl wie weltliche Hymnen, Texte aus vielen Jahrhunderten bis hin zu einem längeren Abschnitt aus dem «*Butt*» von Grass, der Äbtissin Margarete Rusch gewidmet. Die Herausgeberin gesteht, sie habe viel gelernt, als sie diese Auswahl zusammengestellt habe. Das bezieht sich zweifellos darauf, dass sich das Frauenbild gewandelt hat, vorwiegend allerdings erst in unserem Jahrhundert, weswegen mancher der hier versammelten Texte einem Wunschbild entspricht, das durch die Wirklichkeit kaum noch gedeckt ist. Die Frage wäre, ob das Durchbrechen eines anerzogenen Rollenbildes, die

Befreiung aus einem Schema, das «überholt» und «repressiv» genannt wird, etwas an dem andere, was für alle anonymen und bekannten Verfasser der hier ausgewählten Texte der tiefere Grund zu ihrem Lob der Frau war, durch alle Jahrhunderte hindurch. Heinrich von Meissen, genannt Frauenlob, unterscheidet sich darin nicht so sehr von Friedrich Rückert, obgleich die individuellen Spielarten ihrer Zahl nach unendlich sind (*Insel Verlag, Frankfurt am Main 1982*).

Der Mythos der Neuzeit

Unter dem Titel «Der Mythos der Neuzeit» legt *Karl S. Guthke* eine breitangelegte Studie darüber vor, dass der Glaube, wir seien nicht allein, es gebe menschenähnliche oder doch intelligenzbegabte Lebensformen auf anderen Planeten, in der Gegenwart eine Ersatzreligion geworden ist. Sie hat ihre Vorgeschichte. Giordano Bruno wurde wegen seines Glaubens an die Existenz ausserirdischer Wesen zum Tod auf dem Scheiterhaufen verurteilt. Wie aus der Irrlehre eine Art Frohe Botschaft von heute wurde, versucht Guthke in seinem Buch darzustellen. Es ist einleuchtend, dass der Gedanke, der Weltraum sei nicht nur gerade von den Menschen auf der Erde belebt, durch die kopernikansche Wendung aufgekommen ist. Von Giordano Bruno über Kepler und Galilei verfolgt der Verfasser die Entstehung der «Mehrheitsidee», zeigt an Beispielen wie Donne, Pascal, Gryphius und Milton, wie Ratlose, Orthodoxe, Halbherzige und Schwärmer zwischen Ketzerei und Gottesdienst

ihren Weg suchten, untersucht – zum Teil auch in der Lyrik von Brockes bis Schiller – den Wandel und die Variationen des Gedankens in der Aufklärung und behandelt schliesslich die Moderne: die Romane der Jahrhundertwende, die Weltraumliteratur des späten neunzehnten und die des zwanzigsten Jahrhunderts sind in die Untersuchung einbezogen. Das Buch schliesst mit dem Abschnitt über Kurd Lasswitz und H. G. Wells: Invasion als Hoffnung und Furcht. Dass die Frage des Menschen nach sich selbst in der imaginierten Konfrontation mit extra-terrestrischen Wesen gestellt wird, ist am Ende auch eine Flucht vor der Auseinandersetzung mit dem, was uns jetzt und hier bedroht (*Francke Verlag, Bern*).

Die Universität Zürich 1833–1983

Zum 150. Jahr ihres Bestehens ist eine Festschrift erschienen, die den Jubiläumsband von 1938 auf die hundertjährige Universität Zürich fortsetzt. Damals, als es darum gegangen war, die ersten hundert Jahre Universitätsgeschichte darzustellen, bestritten die Historiker Ernst Gagliardi und Hans Nabholz den Hauptteil der Arbeit. Diesmal sind es wiederum zwei Vertreter der Geschichtswissenschaft, welche die Geschichtsschreibung über die Jahre von 1919 bis 1957 (*Peter Stadler*) und von 1957 bis zur Gegenwart (*Hans Conrad Peyer*) übernommen haben. Hinzu kommen *Silvia Herkenrath*, die sich zur Geschichte der Assistentenschaft seit 1968 äussert, und *Christine Weber-Hug* mit einem Kapitel über die Studentenschaft von 1933 bis 1983. Haben es die Historiker mit

Entwicklungsproblemen, mit Fragen der baulichen Erweiterung, der Finanzierung, der gewaltigen Zunahme der Studentenzahlen zu tun, so geht es in den beiden zuletzt genannten Kapiteln mehr um die innere Verfassung der Universität, um Mitbestimmungsrechte, um soziale Besserstellung der Assistenten und natürlich um die Fluktuationen des politischen Bewusstseins unter den Studentengenerationen seit 1933. Die Universität Zürich, mit ihren hundertfünfzig Jahren noch nicht besonders alt, ist eine Institution, die Eigengewicht und Profil hat. Es mochte seit den sechziger Jahren manchmal scheinen, der Lehrbetrieb sei fast gefährdet, die Unruhen seien fast wichtiger. Aber diese Ereignisse, wie sie jetzt in der reich illustrierten Festschrift dargestellt sind, erweisen sich als die durchaus legitime und lebendige Teilnahme der studierenden Jugend an den Strömungen und Gegenströmungen der Zeit. Da ist ein steter Wandel zu beobachten, auch ein Kommen und Gehen natürlich. Die Institution hat sich, auch in schwierigen Situationen, bewährt. Und was sie leistet, ist dem zweiten, zwei Drittels des ganzen Umfangs des Buches einnehmenden Hauptteil zu entnehmen, in dem sich die Fakultäten selber vorstellen. Ein Namenregister und ein statistischer Anhang mit aufschlussreichen graphischen Darstellungen ergänzen den Band (*Copyright Universität Zürich 1983*).

Musikalische Albumblätter

Im Alleinvertrieb für die Bundesrepublik Deutschland und das westliche Ausland hat der *G. Henle Ver-*

lag in München die Faksimile-Ausgabe der «*Musikalischen Albumblätter der Luise Avé-Lallemand zu Leipzig*» übernommen, die anlässlich der Eröffnung des neuen Gewandhauses 1981 in der Edition Leipzig erschienen ist. Eine Kostbarkeit, mit Geleitwort, Einführung und Kommentar versehen. Kurt Masur, Christoph Hellmundt und Wolfgang Orf haben sich um die Edition bemüht, die dem musikalischen Album einer Pianistin und Verehrerin der grossen Meister gilt. Ein rührendes, ein wertvolles Dokument aus einer grossen Epoche des Leipziger Gewandhausorchesters ist damit faksimiliert zugänglich. Felix Mendelssohn Bartholdy, Gewandhauskapellmeister von 1835 bis 1847, eröffnet die Eintragungen mit einer Art Zeugnis für die junge Pianistin, die er zur Erteilung eines «gründlichen und soliden Unterrichts auf dem Piano» für entschieden befähigt hält. Ferdinand Hiller, Ferdinand David, die Sängerin Charlotte Ann Birch, der Geiger und Komponist Carl Friedrich Becker und andere haben dem Fräulein Lallemand zur Erinnerung ins Album geschrieben, meist auf Notenpapier, meist kleine Kompositionen, und vereinzelt ist selbst eine Haarsträhne des Schreibers beigefügt. Die Edition dieses Unikats aus der Autographensammlung der Universitätsbibliothek Leipzig hat bibliophilen Wert.

«Der blaue Traum»

Am Bildschirm, in der illustrierten Presse, oft auch in der Tageszeitung lösen Berichte von Weltumsegelungen meist gegensätzliche Reaktionen aus.

Die einen halten nichts davon, dass man jahrelang auf einem kleinen Boot und unter manchmal schwerer Gefahr, oft indessen auch in paradiesischen Gefilden und dem Nichtstun hingegangen einfach das Leben geniesst. Andere beneiden die segelnden Globetrotter, vor allem, wenn ihre Berichte und Bildreportagen aus der Südsee kommen. Einer, der auf vier derartige Reisen zurückblickt, die er teils allein, teils mit Frau und mit Frau und Kind zurückgelegt hat, ist *Wilfried Erdmann*. Vom Leben in der Südsee handelt sein Buch «*Der blaue Traum*», in Text und Bild eine umfassende Dar-

stellung dessen, was wohl stets mit negativen oder positiven Vorurteilen belastet sein wird. Erdmann klärt darüber auf, dass die Südsee kein Segelgebiet für jedermann ist, dass es oft weniger aufs Geld als auf die Fähigkeit ankommt, sich Freunde zu gewinnen. Was ihn betrifft, so hat er festgestellt: Wer das Südmeer mit einem Boot bereist, der wird auch heute noch freundliche Insulaner, unberührte Natur, unvergleichliche Insel-Archipele finden. Aber er muss bereits ein wenig länger suchen als früher (*Verlag Kiepenheuer und Witsch, Köln 1983*).

Ihr täglicher
Vitaminspender

PURGOLD

der 100% naturreine Orangensaft

Von der OVA 8910 Affoltern a.A.